

**Predigt zu Jeremia 14,1-9**

**Gehalten von Seraina Raymann**

**Die große Dürre**

1 Das ist das Wort des Herrn,  
das er Jeremia wegen der Dürre mitgeteilt hat:

2 Juda liegt traurig da,  
seine Tore sind verfallen.

Trauernd sind die Menschen zu Boden gesunken,  
Klagegeschrei steigt auf aus Jerusalem.

3 Die Reichen schicken ihre Diener, um Wasser zu holen.  
Sie gehen zu den Zisternen,  
aber sie finden kein Wasser mehr.  
Sie kehren mit leeren Krügen zurück.

Enttäuscht und betrübt verhüllen sie ihren Kopf.

4 Der Erdboden hat lauter Risse,  
weil es nicht geregnet hat.

Auch die Bauern sind betrübt und verhüllen ihren Kopf.

5 Selbst die Hirschkuh lässt ihr Junges im Stich.  
Gleich nach der Geburt hat sie es verlassen,  
weil es nirgendwo mehr Gras gibt.

6 Die Wildesel stehen auf den kahlen Höhen  
und hören sich an wie heulende Schakale.  
Ihre Augen sind trüb geworden,  
denn weit und breit wächst kein Grün mehr.

**Das Volk betet um Hilfe**

7 Ach Herr, unsere Schuld klagt uns an,  
aber hilf uns doch um deines Namens willen!

Wir haben viel Schlimmes getan  
und uns so gegen dich gestellt.

8 Doch du bist die Hoffnung Israels,  
unser Retter in Zeiten der Not!

Warum interessieren wir dich dann nicht?

Unser Land scheint dir gleichgültig wie einem Fremden,  
wie einem Wanderer, der nur eine Nacht bleibt.

9 Warum tust du so, als ob du nicht helfen kannst?

Warum bist du wie ein Held, der nicht retten kann?

Dabei bist du doch mitten unter uns, Herr,  
und wir tragen deinen Namen!

Lass uns doch nicht im Stich!



## Predigt:

Liebe Gemeinde

Der Text aus Jeremia 14 beginnt mit einer bedrückenden Klarheit:  
«Das ist das Wort des HERRN, das er Jeremia wegen der Dürre mitgeteilt hat.» Keine Metaphern, keine Beschönigung. Dürre ist Dürre. Mangel ist Mangel. Not ist Not. Die Erde ist ausgetrocknet, die Felder ver dorren, die Brunnen sind leer. Menschen und Tiere leiden. Und mit der ausgedörrten Erde scheint auch die Hoffnung auszutrocknen.

Diese Worte klingen erschreckend aktuell. Wenn wir an die Brandkatastrophe in Crans-Montana denken, wie viele junge Menschen gestorben sind oder schwerste Verletzungen tragen. Wie diese Menschen lernen müssen, mit den Schmerzen, dem veränderten Aussehen und den weiteren Konsequenzen zu leben, oder neu lernen müssen, zu leben, und hier manch einer den Sinn des Lebens infrage stellt. Ebenso die Angehörigen der Verletzten zusehen müssen, wie diese leiden und kämpfen müssen, um wieder Perspektive im Leben zu haben, oder auch die Angehörigen der Verstorbenen lernen müssen, mit dem Verlust von geliebten Menschen umzugehen. Das ist ein langer, ja, ein lebenslanger Prozess. Oder wenn wir den Blick weiten auf Dürren in Afrika, in Südeuropa, in Lateinamerika – Regionen, in denen Wasser zur Überlebensfrage wird. Und wir sehen Bilder von Kriegen, in denen nicht nur Städte zerstört werden, sondern auch Lebensgrundlagen: Felder, Infrastruktur, Vertrauen. Die Erde schreit – und wir mit ihr.

Jeremia verschweigt dieses Schreien nicht. Er romantisiert die Krise nicht und spiritualisiert sie auch nicht weg. Die Dürre ist real, spürbar, tödlich. Die Menschen sitzen in Trauer, die Tore Jerusalems sind verödet, es liegt eine Schwere über allem. Und vielleicht kennen wir dieses Gefühl: Wenn etwas Grosses, Bedrohliches im Raum steht und man nicht einfach zur Tagesordnung übergehen kann. Wenn das Leben auf einmal langsamer wird, schwerer, fragiler.

Jeremia gibt dieser Erfahrung Worte – und er bringt sie vor Gott.  
«Ach Herr, unsere Schuld klagt uns an, aber hilf uns doch um deines Namens willen!»

Das ist bemerkenswert. Jeremia kommt nicht mit schnellen Lösungen. Er kommt mit einer Bitte. Mit einem Gebet, das aus der Not geboren ist. Er weiss: Wir haben nicht alles im Griff. Wir sind nicht die, die sich selbst retten können. Und doch gibt er die Beziehung zu Gott nicht auf.

In diesem Gebet steckt eine Spannung, die viele von uns kennen. Da ist das Wissen um Schuld – persönlich und kollektiv. Und gleichzeitig die Sehnsucht nach Erbarmen. Jeremia spricht aus, was schwer auszuhalten ist: Dass menschliches Handeln Konsequenzen hat. Dass Ausbeutung, Ignoranz, Gewalt und Gleichgültigkeit nicht folgenlos bleiben – weder für die Erde noch für das Miteinander der Menschen. Und doch bleibt er nicht bei der Anklage stehen. Er klammert sich an Gottes Namen, an Gottes Treue.

«Warum interessieren wir dich dann nicht? Unser Land scheint dir gleichgültig wie einem Fremden, wie einem Wanderer, der nur eine Nacht bleibt», fragt Jeremia. Warum wirkt Gott so fern? So abwesend? So schweigend?

Die Frage, ob sich Gott für uns noch interessiert oder ob er uns fremd geworden ist, ist vielleicht eine der ehrlichsten Glaubensfragen überhaupt. Sie taucht auf, wenn Brände alles verschlingen. Wenn Kriege nicht enden. Und sie taucht auf im ganz persönlichen Leid. Wenn eine Diagnose kommt, die alles verändert. Wenn Krankheit den Alltag bestimmt. Wenn der Tod näher rückt – erst als Möglichkeit, dann als Realität.

Im August 2016 hat meine Mama die Diagnose Bauchspeicheldrüsenkrebs mit der klaren Aussage der Ärzte bekommen: «Wir können Ihnen nicht sagen, wann, doch Sie werden an dieser Krankheit sterben.» Meine Mutter sagte den Ärzten, dass sie alles tun würde, damit sie wieder gesund wird. Meine Eltern waren damals in Guinea tätig und kamen im Sommer in die Schweiz, um uns zu sehen und Urlaub zu machen. Dies war etwas, das nicht nur das Leben meiner Mama von einem Moment auf den anderen auf den Kopf gestellt hat, sondern uns alle. Da war es plötzlich nicht mehr wichtig, dass wir alle zusammen auf die Insel Elbe fahren und schöne Strandferien verbringen wollten. Meine Mama fand, dass wir drei Schwestern doch fahren sollten, doch uns war klar: In dieser Situation wollten wir möglichst nah bei unserer Mama sein. Es kamen Fragen auf: Warum, Gott? Weshalb jetzt? Und weshalb meine Mama, die sich um so viele Menschen kümmerte, die ihr Herz den Menschen schenkte, zuhörte, für sie kochte usw.? Die rund 5 Monate, die folgten, bevor meine Mama am 10.01.2017 den Kampf gegen den Krebs verloren hat und zu Gott in den Himmel kam, waren hart und doch durften wir als Familie viel Zuspruch, Unterstützung und wunderbare Zeiten mit Mama erleben. Meine Mama hoffte bis zum Schluss, dass Gott sie doch gesund machen würde, trotz der klaren Prognose, und sie nochmals nach Guinea gehen könnte, um weiterzuarbeiten. Doch es kam eben anders. Nun sind 9 Jahre vergangen, seit meine Mama nicht mehr auf dieser Welt ist, und es gibt auch jetzt noch Zeiten, in denen ich sie vermisste und gerne mit ihr über dieses oder jenes sprechen würde. Doch so ist das Leben. Eines Tages müssen wir alle gehen. Und das Tröstende ist: Ich bin

überzeugt, heute geht es ihr gut und sie hat auch wieder ihre Mama um sich und die quatschen und kochen vielleicht für die andern im Himmel. Das mag eine kindliche Vorstellung sein, doch mir hat diese Vorstellung geholfen, darüber hinwegzukommen. Zu wissen, dass sie wieder alles machen kann, was sie so gerne machte, wie unter anderem schwimmen, und sie keine Schmerzen mehr hat. Denn in ihrer Krankheitszeit hatte sie mit einer starken Müdigkeit, Kraftlosigkeit und später mit Wasser im Körper usw. zu kämpfen. Mir hat die Frage nach dem Warum Gott das Leid zugelassen hat nicht weitergeholfen. Ich beschäftigte mich intensiv damit. Mir hat dann mehr geholfen, dass es ihr nach dem Tod wieder gut geht und sie wollen würde, dass wir glücklich sind und das Leben geniessen. Die Fragen sind jedoch da, und da hilft es, diese Fragen anzunehmen und offen zu lassen. Ein Gedicht hat mir und meiner Familie Trost gespendet, der Autor ist mir nicht bekannt:

«Sie sagen gestorben, wie falsch dieses Wort.  
Ich sterbe doch nicht, verliess nur diesen Ort, lausche nun sanft, lausche nun sacht in das Wehen des Windes, vernimm meinen Frieden, gleich dem eines Kindes.  
Atme voll Hoffnung die Kühle der Nacht, sie sagen entschlafen, ich sage erwacht.  
Blicke ins Gold des erblühenden Morgens, und spür meine Freiheit, so leicht ohne Sorgen.  
Und dann fühl die Wärme auf der Haut von der Sonne, das ist meine selig gewonnene Wonne.  
Nein, ich bin nicht tot, nicht im Grabe gefangen, bin vom Tod ins Leben hinübergegangen.»

Das war ein Gedicht, das uns jemand in den Trauerkarten gesendet hat. Dieses Gedicht finde ich sehr schön, weil es von der Ewigkeitsperspektive hergeschrieben ist und dass es besser wird. Weiter hat mir auch geholfen, vor Gott zu klagen und auch meinen Emotionen, Trauer, Wut und Ängsten, Raum zu geben. Dies war dann nach dem Tod meiner Mutter intensiv, als ich merkte, dass ich professionelle Hilfe brauche, und diese mir auch geholt habe. Ausserdem war hilfreich mit meinen Freunden offen darüber zu sprechen und schöne Erlebnisse zu machen. All das hat dazu beigetragen, dass ich wieder Freude am Leben gefunden habe.

Jeremia kennt diese Erfahrung. Und er spricht sie aus – ohne sie zu glätten. Das ist wichtig. Glaube bedeutet nicht, immer Antworten zu haben. Glaube bedeutet manchmal, Fragen zu stellen, diese offenen Fragen auszuhalten und vielleicht eines Tages in die Antwort hineinzuwachsen.

Gleichzeitig endet das Gebet nicht in der Verzweiflung.

«Dabei bist du doch mitten unter uns, Herr, und wir tragen deinen Namen! Lass uns doch nicht im Stich!» Das ist kein triumphaler Satz. Es ist ein trotzig-hoffnungsvoller. Einer, der sagt: Auch wenn wir dich nicht verstehen, auch wenn wir dich nicht spüren – wir lassen dich nicht los. Wir erinnern dich an deine Nähe. An deine Zusage. An deinen Namen.

Diese Haltung ist vielleicht das, was uns in Krisenzeiten trägt. Nicht die Gewissheit, dass alles gut wird. Sondern das Festhalten an Gott und seinen Zusagen. Die Weigerung, Leid das letzte Wort zu überlassen.

Wenn wir auf die Welt schauen, sehen wir viele Gründe, den Mut zu verlieren. Klimakatastrophen, Kriege, politische Ohnmacht. Und gleichzeitig erleben wir im Kleinen ähnliche Dynamiken: Krankheit, Abschied, Trauer. Beides gehört zusammen. Die grosse Not der Welt und die persönliche Not spiegeln sich ineinander. Und beide dürfen vor Gott gebracht werden.

Jeremia steht stellvertretend für sein Volk ein. Aber sein Gebet klingt wie das Gebet einer einzelnen Person. Vielleicht, weil kollektives Leid immer auch individuelles Leid ist. Und individuelles Leid nie nur privat bleibt.

Was heisst das für uns heute?

Vielleicht zuerst: Wir dürfen klagen. Wir dürfen benennen, was zerstört ist. In der Natur. In der Weltpolitik. In unseren Familien. In unseren Körpern. Klage ist kein Zeichen von schwachem Glauben. Klage ist Ausdruck einer Beziehung, die ernst gemeint ist.

Und dann: Wir dürfen bitten. Nicht als magische Lösung, sondern als Ausdruck von Vertrauen. Bitten heisst: Ich rechne noch mit dir, Gott. Auch wenn ich dich nicht verstehe.

Und schliesslich: Wir dürfen hoffen – vorsichtig, tastend, manchmal widersprüchlich. Hoffnung bedeutet nicht, dass alles wieder so wird wie vorher. Nach Bränden bleibt verbrannte Erde. Nach Kriegen bleiben Wunden. Nach dem Tod eines geliebten Menschen bleibt eine Lücke. Hoffnung bedeutet, dass Gott auch dort gegenwärtig ist, wo nichts mehr heil scheint.

Vielleicht ist Gott nicht der, der jede Katastrophe verhindert. Aber Gott ist der, der im Leid bleibt. Der nicht weggeht. Der den Namen der Leidenden kennt. Und der uns einander anvertraut – damit wir nicht alleine bleiben.

Jeremia ruft Gott als Hoffnung Israels an. Nicht, weil alles gut ist, sondern weil ohne Gott alles hoffnungslos wäre. Diese Hoffnung ist kein lautes Halleluja. Sie ist leise, zerbrechlich – und genau deshalb so kostbar.

Wenn wir heute diesen Text hören, dann vielleicht als Einladung:  
Die Schreie der Erde ernst zu nehmen.  
Die Not der Welt nicht zu verdrängen.  
Und unser eigenes Leiden nicht zu verstecken.

Und mit allem, was uns bewegt, vor Gott zu treten – so wie wir sind. Mit Fragen, mit Tränen, mit Erinnerungen, mit Liebe, die bleibt.

«Lass uns doch nicht im Stich!»  
Mehr braucht es manchmal nicht. Und vielleicht ist das Gebet, das Gott am nächsten ist.

Amen.